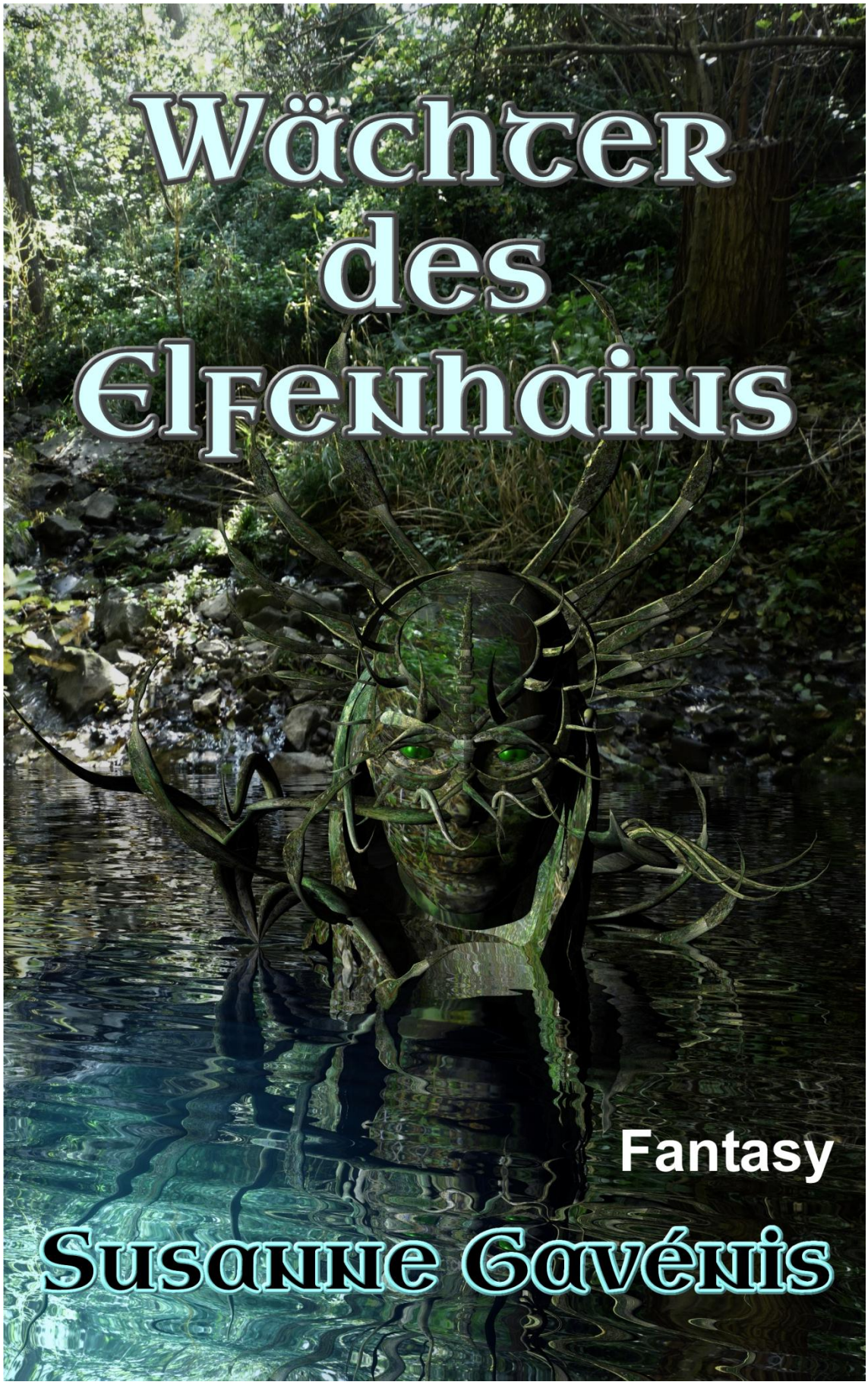
Leseprobe aus



Wächter des Elfenhains

von Susanne Gavénis

Fantasy-Roman

Impressum

2. überarbeitete Auflage

Text Copyright © 2018 Susanne Gavénis

Alle Rechte vorbehalten.

Covergestaltung: Susanne Gavénis

Coverbild: „Wassergeist“, Uwe Schaaf

https://susanne-gavenis.de

https://www.facebook.com/susannegavenis

Prolog

Die Sylphen und Dryaden des Waldes stoben in Panik auseinander, als Ogaire an'Tairdym, einer düsteren Naturgewalt gleich, an ihnen vorüberzog. Wohin auch immer er seine Schritte lenkte, verstummten Gesang und Gelächter, erstarrten die anmutigen Tänze der Wind- und Baumgeister in jähem Entsetzen, verzerrten Grauen und Furcht ihre zarten, im goldenen Licht der Sonne strahlenden Gesichter.

Nur einen Wimpernschlag später waren sie fort, wurden eins mit den mächtigen Stämmen der Bäume, ihrem dichten grünen Blattwerk und den knorrigen Wurzeln. Jene, die nicht wie die Dryaden die Fähigkeit besaßen, in der Verschmelzung mit den majestätischen Eichen, Buchen und Kiefern des Elfenhains Schutz und Sicherheit zu finden, jagten in kopfloser Flucht davon oder kauerten sich mit ihren winzigen Körpern zitternd in den Schatten der Grashalme und Wiesenblumen, um deren leuchtende Blüten noch einen Moment zuvor dichte Wolken von Sylphen und Blütenfeen zur lautlosen Melodie des Windes ihre ätherischen Tänze in die warme Sommerluft gewoben hatten.

Ogaire spürte die Blicke ihrer aufgerissenen, schreckensstarren Augen, die ihn verfolgten, während er mit gleichgültiger Miene seinem Ziel entgegenschritt. Die Wesen des Kleinen Volkes schienen genau zu wissen, was er plante, waren zu sehr Teil der Natur und alles Lebendigen, um nicht die kalte Entschlossenheit wahrzunehmen, die ihn erfüllte und wie ein tödlicher Nebel von ihm ausstrahlte. Es kümmerte ihn nicht. Die Zeit der Entscheidung war gekommen. Keine Macht der Welt würde ihn jetzt noch aufhalten können.

Auch der Säugling hatte das begriffen. Ohne innezuhalten oder sein Tempo zu verlangsamen, senkte Ogaire den Blick, betrachtete gleichmütig das wimmernde Bündel, das er achtlos wie einen alten Lumpen mit seiner rechten Hand gepackt hielt. Normalerweise schrien Elfenkinder nicht, wurden sie doch mit wachem Geist geboren, dieses hier aber schrie so durchdringend, als stecke ein Messer in seinem kleinen Leib.

Seine winzigen Händchen waren zu Fäusten geballt, als versuche es mit all der armseligen ihm zur Verfügung stehenden Kraft, sich aus der stählernen Umklammerung zu befreien, und in seinen großen Babyaugen flackerte nackte Angst. Obwohl es eben erst geboren worden war, konnte es natürlich wie jeder Elf die Gefühle und Absichten eines anderen erspüren, und Ogaire machte sich nicht die Mühe, die seinen vor ihm zu verbergen, ebenso wenig wie er es für wert erachtet hatte, seinem Sohn nach alter Elfentradition bei dessen erstem Blick in die Augen des Vaters einen Namen zu geben. Er würde ohnehin keine Gelegenheit haben, ihn zu tragen.

Die Mutter war bereits tot. Kurz vor der natürlichen Geburt hatte er das Kind aus ihrem Leib geschnitten, danach sofort mit seinem Dolch ihr Herz durchbohrt - der erste unabdingbare Teil des magischen Rituals, auf dessen Durchführung er seit Jahrhunderten hingearbeitet hatte.

Bald schon würde er es weiterführen, im Herzen des Hains, dort, wo die Lebenskraft noch mit ungebrochener Reinheit und Stärke pulsierte. Es war nicht mehr weit.

Die qualvollen Schreie des Säuglings waren die einzigen Laute, die ihn nun noch begleiteten. Die Natur selbst schien furchtsam vor seiner Gegenwart zurückzuweichen, das Gras unter seinen Stiefeln allein durch seine Berührung schlaff und leblos zu werden. Die Zweige der Büsche und Sträucher erbebten wie verwundete Tiere, als er sich rücksichtslos seinen Weg durch das Unterholz bahnte, und überall um ihn herum schlossen sich die Blüten der Waldblumen wie die Augen von Sterbenden, krümmten sich die Blütenfeen im Inneren der Kelche hilflos unter dem Ansturm der Qual, die in eisigen Wellen über sie hinwegrollte.

Schatten jagten wie entfesselte Dämonen über den sonst so lichten Hain, und das leuchtende, vitale Grün der Bäume und Gräser verwandelte sich mehr und mehr in ein stumpfes, düsteres Grau, als schwarze Wolken mit rasender Geschwindigkeit am vormals blauen Himmel aufquollen - weithin sichtbares Zeichen des ohnmächtigen Entsetzens der Wind- und Wettergeister.

Ogaire hatte keinen Blick dafür übrig. Er spürte die Nähe des Herzens, lange bevor er es tatsächlich sah, spürte den lautlosen Pulsschlag des Lebens, der wie der Atem eines Gottes durch die unbewegte Luft strich, die nun, da sich die Sylphen ängstlich in den Wolken verkrochen, schwül und stickig geworden war. Seine Augen, die nach den langen Jahrhunderten, die er auf den beinahe vergessenen und furchtsam gemiedenen Pfaden dunkler elfischer Magie zugebracht hatte, mehr zu sehen vermochten als die eines jeden anderen Elfen, durchdrangen mühelos das unheimliche Zwielicht der vorzeitig hereingebrochenen Nacht, und als er schließlich die letzten Bäume hinter sich zurückließ und auf die weite, grasbewachsene Lichtung hinaustrat, sah er, was kein anderer vor ihm jemals erblickt hatte.

Das Herz des Waldes - seine Lebenskraft - lag offen vor ihm. Seine schwarzmagisch veränderten Sinne zerrissen den Schleier, zerrten hervor, was seit Anbeginn der Zeit im Ursprung des Seins verborgen gewesen war, und einen Moment lang stand er reglos da, betrachtete mit unbewegter Miene das Mysterium, das nun, nach all den mühsamen Jahren des Forschens und Suchens, endlich zum Greifen nahe war.

Ströme silbrigen Lichts flossen über die Lichtung, wogten lautlos und majestätisch wie ein Meer aus Mondstrahlen zwischen den uralten Eichen, Tannen und Erlen, die den Rand der Wiese säumten. Einige der leuchtenden Stränge waren dick wie der Arm eines Mannes, andere so zart und filigran, dass selbst der Flügelschlag einer Blütenfee zu genügen schien, um sie wie Kerzenrauch in einem Wintersturm auseinanderzuwehen.

Und doch spürte er selbst in ihnen die unbändige Kraft des Lebens, spürte die ungeheure Vitalität und Macht, die in ihrem Silberglanz verborgen lag und jeden Grashalm, jeden Baum und jedes Blatt auf der Lichtung in unwirkliche Helligkeit tauchte. Nun, da er seinen Sinnen gestattete zu *sehen*, fühlte er die prickelnde Energie, die zusammen mit dem Licht über seine Haut strich, sanft wie ein Frühlingsregen sein Gesicht benetzte und über seine Arme und Beine perlte.

Hätte er es nicht bereits gewusst, so hätte er spätestens jetzt keinen Zweifel mehr gehabt. Egal ob Blütenfee oder Elf, Dryade oder Regenwurm, hier war der Ort, an dem jegliche Unterschiede ihre Bedeutung verloren. Denn so verschiedenartig sie auch waren, sie alle wurden genährt von der Quelle, dem Zentrum des Lichts, das ehrfurchtgebietend und erhaben wie ein vom Himmel herabgefallener Stern in der Mitte der Lichtung schwebte. Wie Arterien und Venen, die einem gewaltigen Herzen entsprangen, sprossen die silbrigen Stränge aus der weißglühenden Kugel hervor, Myriaden schimmernder, pulsierender Adern, die jedes Lebewesen, von der winzigsten Amöbe bis zu den feingeistigen, zartgliedrigen Elfen, vom unscheinbarsten Strauch bis zur mächtigsten Eiche, mit dem Ursprung allen Seins verbanden.

Auch zu ihm führte ein solcher Strang. Doch wo die meisten anderen um ihn herum vor Energie und Vitalität schier zu bersten schienen, war der seine im Verlauf der Jahrhunderte dünner und dünner geworden, war kaum noch mehr als ein zerschlissener, ausgefranster Faden, der schon allzu bald reißen würde.

Aber natürlich würde er es nicht soweit kommen lassen. Denn mochte sich auch sein eigenes Leben dem Ende entgegenneigen, das *seines Sohnes* hatte gerade erst begonnen. Er hob den Arm, der den Säugling hielt, betrachtete stumm den winzigen Körper, der sich

schwach im stählernen Griff seiner Finger wand - und den starken, schimmernden Strang, der wie ein Strom aus geschmolzenem Silber seiner Brust entsprang und seinen schmächtigen Leib mit der Quelle verband.

Einen Moment noch stand er reglos, schaute in die weit aufgerissenen Augen seines Sohnes, deren sanftes Frühlingsgrün vor Panik und Entsetzen zum stumpfen, toten Braun verwelkenden Herbstlaubs geronnen war, dann straffte er seine Gestalt. Es war Zeit, das Ritual zu vollenden.

Innerlich und äußerlich unbewegt schritt Ogaire auf das weiße Licht zu, das im Zentrum der Lichtung erstrahlte, trug den Säugling nun eine Armeslänge von sich fortgestreckt. Die Schreie des Kindes erstickten, als er es im leuchtenden Herz des Lebens versenkte.

Gleich darauf trat er selbst ins Licht. Seine Lippen begannen sich zu bewegen, die magischen Formeln zu rezitieren, die er in den langen dunklen Jahren seiner Studien eigens für diesen Augenblick ersonnen hatte. Seine Stimme hob und senkte sich, war im einen Moment hoch und schrill wie das triumphierende Kreischen einer Krähe, die mit ihrem Schnabel Fetzen blutigen Fleisches aus dem Kadaver eines verendeten Tieres herausriss, im nächsten tief und bedrohlich wie das hungrige Knurren eines Wolfs, dessen gefletschte Zähne nur noch eine Handbreit von der ungeschützten Kehle seiner Beute entfernt waren. Die Worte verloren ihre Konturen, wurden unverständlich, doch letztlich brauchte es keine Silben, um den Zauber zu wirken. Elfische Magie war allein eine Frage des Willens; Formeln, Beschwörungen und Worte dienten allein dazu, den Willen auf das gewünschte Ziel zu konzentrieren.

Sein Ziel war einfach und sein Wille war stark, stärker als die verschreckte, ängstliche Seele des Hains. Ogaire spürte sogleich, wie sie sich ihm beugte. In kaltem Triumph riss er den Lebensstrang vom Körper seines Sohnes und verband ihn mit seinem eigenen.

Die beiden Stränge flossen ineinander, verschmolzen zu einem breiten, machtvollen Strom, so strahlend und hell, als sei die Sonne selbst durch die stählerne Kraft seines Willens vom Himmel herabgezwungen und in eine neue Form gegossen worden. Gleichzeitig spürte er, wie frisches Leben berauschend wie süßer Wein in ihn schoss - Leben, das eigentlich seinem Sohn gehört hatte.

Ogaire ließ den Säugling los. Das Kind atmete längst nicht mehr. Ohne das helle Band, das es mit dem Herzen des Hains verband, war es in Sekundenbruchteilen gestorben. Nun verwelkte der leblose Körper wie eine Blume in der Wüstensonne, wurde schwarz, zerfiel zu einem Häufchen flockiger Asche, die lautlos zu Boden rieselte.

Das Herz des Waldes zuckte wild, als sich die Asche gestohlenen Lebens wie Gift in das reine Licht des Ursprungs ätzte. Ein vielstimmiger Schrei erhob sich über den Hain. Sylphen, Dryaden, Blütenfeen, selbst die Elfen krümmten sich hilflos unter dem Ansturm animalischer Pein, und für einen Moment flackerte das Leben selbst so schwächlich wie eine Kerze, die auf einem einsamen Grabhügel dem eisigen Nordwind zu trotzen versucht.

Auf diesen Augenblick hatte Ogaire gewartet. Erneut fokussierte er seinen Willen, und ein weiterer Zauber, anders als der erste und doch ebenso machtvoll, begann sich um seine hochaufgerichtete Gestalt zu entfalten. Er spürte, wie er über sein Gesicht, über seine Arme und Beine rann, ihn umhüllte wie eine schützende Haut, während ringsumher die Bewohner des Waldes noch immer vor Schmerz und Entsetzen zuckten, ein jeder von ihnen dem Tode nahe.

Doch er wollte sie nicht töten - noch nicht. Das hätte seinem Ziel eher geschadet als gedient. Allein deshalb gestattete er ihnen weiterzuleben.

Mit einer beiläufigen Bewegung fegte er die Asche aus dem Licht. Wie Sonnenschein, der plötzlich hinter einer schwarzen Wolke hervorbricht, verstärkte sich das weiße Glühen, das

durch den grausamen Mord matt und stumpf geworden war, versuchte verzweifelt, das Gift fortzuspülen und die Wunde zu schließen, die er ins lebendige Gewebe des Waldes gerissen hatte. Ogaire wusste, dass der Kampf vergeblich sein würde.

Das Herz des Waldes war zu rein, zu makellos und unverdorben, um eine derartige Schändung anders als mit innerer Erstarrung und ohnmächtigem Leiden beantworten zu können. Die Fäulnis, die sein Ritual hinterlassen hatte, würde weiterwuchern, wie eine Kloake durch die silbernen Nabelschnüre sickern und ein Leichentuch aus Tod und Verwesung über den Hain breiten - ein Leichentuch, das mit jedem Jahr, das verstrich, dicker und schwerer werden würde, bis auch der letzte Funke Leben, der noch in den verdorrten Leibern glomm, zu grauer Asche geworden war.

Der pumpende Herzschlag der Quelle selbst würde dafür sorgen, dass der Keim der Verdammnis zu jedem Baum und jedem Strauch, zu jeder Dryade, Blütenfee und jedem Elfen getragen wurde. Die Dunkelheit würde ihre Seelen verschlingen, Stück für Stück, würde die Flamme des Lebens in ihnen ersticken, lange bevor sie tatsächlich gestorben waren, und der einst so strahlende Hain würde zu einem kalten, düsteren Ort werden, einem Ort der Trauer und der Bitterkeit, wo Gesang und Tanz nur noch Gespenster in den staubigen Hallen der Erinnerung sein würden und die Gräber der Toten anklagend zu einem grauen, gleichgültigen Himmel emporstarrten.

Ogaire konnte sehen, wie es begann. Schon wurde das Licht der Quelle wieder schwächer, verwandelte sich trotziges Aufbegehren in Resignation und Hoffnungslosigkeit, als die Kräfte der Natur hilflos vor der Saat des Bösen kapitulierten. Graue Schlieren mischten sich in das strahlende Weiß, Wirbel aus Fäulnis und Verderbnis, die dem Elfenhain auf ewig sein düsteres Mal aufdrücken würden.

Mit einem letzten zufriedenen Blick auf die Abscheulichkeit, die er geschaffen hatte, trat Ogaire aus dem Licht auf die Lichtung hinaus. Gleichmütig betrachtete er die schwarze, verkohlte Fläche, die noch vor wenigen Augenblicken eine blühende Wiese gewesen war. Die Obszönität seiner Schändung war wie Eiter aus dem gequälten Herzen des Waldes hervorgebrochen, eine giftige, kochende Brühe, die jeden Grashalm und jede Blume, jeden Strauch und jeden Baum im Umkreis von mehreren hundert Metern zu rauchender Schlacke zusammengeschmolzen hatte, zu schwarzen, verkrüppelten Zerrbildern ihrer einstigen Schönheit, aus denen jegliches Leben für immer gewichen war.

Ogaire verschwendete keinen Gedanken daran. Unsichtbar und unantastbar für die anderen Elfen, die in ohnmächtigem Zorn und fassungsloser Wut nach ihm suchten, ohne auch nur ansatzweise die wahre Dimension dessen zu ahnen, was er getan hatte, zog er sich zurück. Nur wenig später passierte er die Grenze des Hains und betrat die Welt der Menschen.

1. Kapitel

Luft! Warum gab es in diesem ganzen verdammten Gebäude nur so wenig Luft? Verzweifelt zerrte Andion am Kragen seines T-Shirts, aber es nützte nichts. Trotz der stickigen Hitze im Klassenzimmer stand ihm kalter Schweiß auf der Stirn, und seine Kehle fühlte sich an, als sei sie in einen unsichtbaren Schraubstock eingespannt, der mit jedem Ticken der billigen Plastikuhr, die wie ein höhnisch glotzendes Auge über der geschlossenen Tür seines Gefängnisses hing, eine Umdrehung weiter zusammengedrückt wurde.

Die Hände unter der zerschrammten Tischplatte zu Fäusten geballt, den würgenden Geschmack naher Panik im Mund, flog sein gehetzter Blick durch den Raum, doch weder die dicken, steinernen Mauern des alten Schulgebäudes noch die viel zu niedrige Decke, die mit dem Gewicht eines Gebirgsmassivs auf ihm lastete, versprachen einen Ausweg aus seiner Qual.

In ohnmächtiger Wut knirschte er mit den Zähnen. Was zum Teufel war bloß los mit ihm? Er saß hier mit 20 anderen Schülern - und einem fetten Choleriker, der sich selbst hochtrabend Lehrer schimpfte - im gleichen Raum, und doch war er offenbar der Einzige, der das Bedürfnis verspürte, schreiend von seinem Platz aufzuspringen und mit seinen bloßen Händen die grauenhaften Wände niederzureißen, die die Luft und das Licht von ihm fernhielten und langsam das Leben aus ihm herausquetschten wie aus einer Blume, die von einem gleichgültigen Kind gepflückt und zum Trocknen zwischen zwei Betonplatten gelegt worden war. Fast glaubte er zu spüren, wie die Mauern immer dichter zusammenrückten, wie sich die Decke tiefer und tiefer auf ihn herabsenkte, ein hungriges Raubtier, das darauf lauerte, seine wehrlose Beute in einem unachtsamen Augenblick zwischen seinen tödlichen Kiefern zermalmen zu können. Doch natürlich war das eine Illusion. Andion wusste, dass der Tod, wenn er ihm irgendwann einmal von Angesicht zu Angesicht gegenübertrat, weit weniger gnädig mit ihm sein würde.

Er bohrte sich seine Fingernägel ins Fleisch, bis seine Handflächen schmerzhaft zu pochen begannen. Langsam, fast wie eine düstere Meditation, ließ er seinen Blick über seine Mitschüler wandern, betrachtete stumm ihre teils gelangweilten, teils interessierten Gesichter, während sie dem monotonen Vortrag Mr. Colegraves lauschten. Wieder einmal wurde er sich schmerzlich des Abgrundes bewusst, der zwischen ihm und ihnen klaffte - eines Abgrundes, wie er tiefer und unüberwindbarer gar nicht sein konnte. Längst hatte er es aufgegeben, sich diesbezüglich etwas anderes einreden zu wollen. Er war nicht wie sie, und er würde es niemals sein. Dazu war es nicht einmal nötig, dass sie irgendetwas Bestimmtes taten, ihm durch ihr konkretes Handeln das Gefühl gaben, dass er niemals mehr als ein Fremder unter ihnen sein würde. Er *fühlte,* dass es so war. Die Empfindungen, die sie bewegten, lagen so offen vor ihm, waren sogar mit geschlossenen Augen so deutlich zu spüren, dass jeder Versuch einer Selbsttäuschung sogleich zu einer lächerlichen Farce verkam, zu einer Lüge, an die zu glauben ihn auch noch den letzten winzigen Rest seiner Würde gekostet hätte, die ihm nach all den Jahren des Leidens noch geblieben war.

Er grub seine Fingernägel noch tiefer in sein Fleisch, und seine Zähne mahlten knirschend aufeinander, hielten den verzweifelten Schrei zurück, der aus seinem Inneren hervorbrechen wollte. Zitternd schloss er die Augen, versuchte die würgende Übelkeit niederzuringen, die seinen Magen zusammenkrampfte. Schon spürte er die dunklen Schwingen der Ohnmacht, die zärtlich über seinen Geist strichen, ihn forttragen wollten von diesem schrecklichen Ort, der nichts als Qual und Einsamkeit für ihn bereithielt. Doch er durfte ihrem Ruf nicht folgen, sich der lockenden Dunkelheit nicht ergeben. Er musste durchhalten! Bald würde der Pausengong das Ende des Martyriums verkünden, und er konnte ...

„McKay! Wünschen Eure Lordschaft vor dem Zubettgehen noch ein Tässchen heiße Milch mit Honig, oder seid Ihr bereits in die süßen Gefilde des Schlafs entschlummert?“

Erschrocken riss Andion die Augen auf. Die kolossale Gestalt Mr. Colegraves ragte wie ein Berg vor ihm in die Höhe - ein Berg mit kalt funkelnden Augen, die boshaft auf ihn herabstarrten, und einem erwartungsvollen Haifischgrinsen auf den Lippen.

Andion hatte nicht bemerkt, wie der Lehrer nähergekommen war, hatte nicht die Bugwelle aus hämischer Vorfreude gespürt, die sich durch die emotionsgeschwängerte Luft auf ihn zubewegt hatte.

Nun war geschehen, was er um jeden Preis hatte vermeiden wollen. Mr. Colegrave hatte ihn am Haken, und er würde ihn so lange zappeln lassen, bis er ihn mit dem Gesicht nach unten in den Staub getreten hatte. Der fette Geschichtslehrer war niemand, den man sich leichtfertig zum Feind machte - aber aller guten Vorsätze zum Trotz hatte Andion das in nur wenigen Stunden fertiggebracht.

„Ich bitte um Vergebung, Mylord, sollten die einfältigen Worte des Pöbels Euch gelangweilt haben.“ Mr. Colegraves Stimme troff vor Hohn. „Wer bin ich, Euer göttliches Genie in Frage stellen und dem gewaltigen Schatz Eures Wissens meine eigenen armseligen Kupferstücke hinzufügen zu wollen?“ In einer absurden Parodie demütiger Zerknirschung neigte der Geschichtslehrer seinen massigen Schädel.

Schadenfrohes Gekicher erhob sich um ihn herum. Andion knirschte mit den Zähnen. Den Blick starr auf das Blatt Papier gerichtet, das vor ihm auf dem Tisch lag, presste er ein mühsames „Es tut mir leid, Sir“ hervor, wohl wissend, dass nichts von dem, was er sagte oder tat, Mr. Colegrave davon abhalten würde, ihn vor der versammelten Klasse zu Wurstgulasch zu verarbeiten.

Doch obwohl alles in ihm danach schrie, aufzuspringen, aus dem nächsten Fenster zu hechten und so lange zu rennen, bis er mindestens tausend Meilen zwischen sich und die düstere Wolke aus Herablassung und Wut gebracht hatte, die bedrohlich vor ihm in die Höhe ragte, blieb er wie versteinert auf seinem Stuhl sitzen, starrte auf seine Tischplatte und presste stumm die Lippen aufeinander. Mr. Colegrave jetzt auch noch *anzusehen,* wäre keine gute Idee. Auch dies war eine Lektion, die er bereits früh in seinem Leben hatte lernen müssen.

Andion spürte, wie sich die Gefühle des Geschichtslehrers veränderten, wie er sich bereit machte, die bizarre Scharade zu beenden, und zum Schlag ausholte. „Glaubst du etwa, das hier wäre ein *Spiel,* McKay?“ zischte er. „Glaubst du im Ernst, ich lasse mich von dir für dumm verkaufen?“

Andion schluckte. Mr. Colegrave war zweifellos in noch üblerer Stimmung als sonst, und er schien entschlossen, ihn dafür büßen zu lassen.

„Aber vielleicht ist dir ja die Bedeutung des Wortes *Schule* entgangen. Schule ist *nicht* der Ort, an dem man nach einer durchzechten Nacht seinen Rausch ausschläft. Und es ist *nicht* der Strand von Malibu, wo du entspannt in deinem Liegestuhl deine Cocktails schlürfst.“ Mr. Colegrave fixierte ihn mit dem kalten Blick einer Schlange, die wusste, dass ihre Beute unwiderruflich in der Falle saß und nichts mehr tun konnte, um den zustoßenden Giftzähnen noch zu entkommen. „Aber niemand soll behaupten, ich hätte kein Herz für die Einfältigen und Verwirrten. Heute ist dein Glückstag, McKay! Ich werde deinem Gedächtnis ein wenig auf die Sprünge helfen.“ Andion spürte, wie sich die Lippen des Lehrers erneut zu seinem widerwärtigen Grinsen verzogen. „Also, bis zur nächsten Stunde will ich 20 Seiten von dir sehen, 20 Seiten über die Bedeutung des Götterpantheons für das soziale Leben der griechischen und römischen Gesellschaft. Natürlich wirst du aus Respekt vor dem kulturellen Erbe unserer Vorfahren auch diesmal den dekadenten Verlockungen der modernen Technik

widerstehen und wie jedes vernunftbegabte Lebewesen in den letzten 5000 Jahren für deine historische Expertise ein schnödes Blatt Papier und einen Stift benutzen. Und da wir gerade dabei sind, du hast mir deine letzte Ausarbeitung noch nicht gezeigt!“

Auch eine Strafarbeit, ebenfalls über das Thema Mythologie. Darum drehte sich zurzeit alles in Mr. Colegraves Unterricht. Tragischerweise war gerade das eine Leidenschaft, die Andion mit dem Geschichtslehrer teilte, und hätte der Unterricht draußen auf dem sonnengewärmten Rasen statt im Betonsarg des alten Schulgebäudes stattgefunden, hätte er Mr. Colegrave bewiesen, dass er *tatsächlich* Freude am Lernen hatte.

Hastig kramte er die zehn eng beschriebenen Seiten aus seiner Tasche hervor und schob sie in Richtung des düsteren Brodems, der lauernd wie ein hungriger Schakal vor ihm in der Luft schwebte. Noch immer hielt er seinen Blick gesenkt, wagte nicht aufzusehen.

Sein Aufsatz wurde ihm aus den Händen gerissen, dann herrschte einige Sekunden lang Stille. Andion erkannte an der boshaften Genugtuung, die plötzlich von dem Lehrer ausstrahlte, dass dieser sofort mit der Lektüre begonnen haben musste - natürlich, schließlich würde er sich eine derart vortreffliche Gelegenheit, ihn zu demütigen, keinesfalls entgehen lassen.

Er spürte, wie seine Handflächen vor Nervosität feucht wurden. Vielleicht hätte er doch lieber etwas aus einem Buch abschreiben sollen, aber dazu hätte er zuerst in die Bücherei gehen und dort nach passendem Material suchen müssen, denn Bücher waren leider so ziemlich das Letzte, was in den Schränken ihrer kleinen Wohnung zu finden war. Auch dies war etwas, das er schon seit vielen Jahren zu akzeptieren gelernt hatte. Es war gefährlich, zu sehr an den Dingen zu hängen. Ein Moment der Unentschlossenheit, ein Augenblick des Zögerns bei der Entscheidung, was zurückgelassen oder besser mit ein paar hastigen Handgriffen in eine ihrer Reisetaschen gestopft werden sollte, mochte den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeuten, wenn sie das nächste Mal ihr Versteck wechseln mussten.

Blieb also nur die Bibliothek. Die aber lag in einem der modernsten Gebäude der Stadt - einem Koloss aus Stahl und Glas, der ihm schon beim bloßen Anblick die Luft knapp werden ließ. Dort hineinzugehen wäre ebenso selbstzerstörerisch gewesen, wie von einer zehn Meter hohen Brücke zu springen - wobei er die Brücke jederzeit vorgezogen hätte.

Also hatte er stattdessen aus einer anderen Quelle geschöpft - aus dem unendlichen Fundus an Geschichten, die sein Vormund Ian ihm erzählt hatte, damals, in den dunklen, einsamen Stunden seiner Kindheit, als das zunehmende Wissen um den Schrecken, der über seinem Leben schwebte, seine kleine Seele in Furcht und Entsetzen zu ersticken drohte. Ians Geschichten waren das Licht gewesen, das ihm Wärme und Geborgenheit gegeben hatte, mehr noch als die Gegenwart seiner Mutter, sogar mehr als das Flüstern des Windes in den Bäumen und der Anblick der ersten Frühlingsblumen nach der eisigen Umklammerung des Winters. Plötzlich schlug ihm das Herz bis zum Hals, und er hatte das Gefühl, einen kostbaren Diamanten in die schmierigen Hände eines Leichenfledderers gelegt zu haben.

Schon hörte er, wie Mr. Colegrave tief und theatralisch Atem holte und sich seine Mitschüler in lüsterner Erwartung auf ihren Plätzen vorbeugten.

„Höret nun und staunet“, rief Mr. Colegrave mit der salbungsvollen Stimme eines Herolds, der gerade den Aufmarsch der himmlischen Heerscharen verkündete. „Das Genie spricht zu euch!“ Er räusperte sich noch einmal lautstark und raschelte bedeutungsvoll mit den Blättern der Strafarbeit in seinen fleischigen Händen.

„In früheren Zeiten waren sich die Menschen, anders als heute, der Gegenwart der Elfen, Sylphen und Blütenfeen durchaus bewusst, auch wenn sie sie nur selten zu Gesicht bekamen. Sie wussten, dass die Reiche der Menschen und die der Elfen und des Kleinen

Volkes sich an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten berührten und überschnitten, so etwa zur Zeit der Wintersonnenwende, der Tagundnachtgleiche oder auch an jedem gewöhnlichen Tag im Zwielicht der Dämmerung. Zäune und Türrahmen waren Orte, an denen wundersame Begegnungen stattfanden, und manch einer fürchtete sie, trieben doch die Wesen des Kleinen Volkes oft ihren Schabernack mit den Menschen.

Anders als die Sylphen und Blütenfeen, die Kobolde und Gnome waren die Elfen von zu edler und aristokratischer Natur, um an derartig derben Späßen Gefallen zu finden. Sie achteten und respektierten ihre menschlichen Nachbarn, boten ihnen ihre Hilfe an, wo sie benötigt wurde, und lebten in stiller Harmonie mit jenen, deren Dasein um so vieles mühseliger und entbehrungsreicher war als das ihre und deren Lebensflamme bereits wieder erlosch, bevor die ihre noch richtig zu brennen begann. Mächtige Elfenfürsten schlossen heilige Bünde mit menschlichen Familien und gewährten Reichtum und Glück für Hingabe und Treue, und der Wind der Hoffnung und des Friedens wehte durch beide Welten.

Doch im Laufe der Zeit verlernten die Menschen, an Wunder zu glauben. Sie vergaßen den Zauber der Magie, errichteten Städte aus Stahl und Beton und drängten die Welten des Zwielichts zurück in den Schatten, zurück in die Dunkelheit des Vergessens und der Unwissenheit. Gewaltige Elfenhaine, die einst Kontinente überspannt hatten, schrumpften zu kleinen Inseln zusammen, und die Zahl der Elfen nahm immer mehr ab.

Mit ihnen verschwanden auch die Wesen des Kleinen Volkes und die Naturgeister. Einige gingen in den Elementen auf, andere flohen in die Elfenhaine und suchten dort Zuflucht vor einer Welt, in der sie keinen Platz mehr für sich finden konnten.“

Das Gelächter in der Klasse wurde so laut, dass Mr. Colegrave an dieser Stelle abbrach. Verächtlich warf er die Blätter vor Andion auf den Tisch.

„Was zum Teufel soll das sein, McKay? Falls du es bisher noch nicht bemerkt hast, das hier ist ein seriöser Geschichtsunterricht und keine Märchenstunde! Deine Aufgabe lautete, eine Ausarbeitung über den volkstümlichen Aberglauben des Mittelalters anzufertigen, nicht dir irgendeinen Blödsinn aus den Fingern zu saugen. Verstehst du das etwa unter einer sorgfältigen Recherche? Glaubst du, das da wäre *Wissenschaft*? Damit könntest du höchstens in Hogwarts Karriere machen, aber nicht in Amerika, und nicht in *meinem Unterricht!*“ Mit einer abfälligen Bewegung wischte er die Blätter vom Tisch. „Das ist Mist, McKay! Totaler Mist!“

Etwas in Andion verkrampfte sich. „Aber ...“

„Streite es nicht auch noch ab! Du bist hier nicht im Auenland, McKay! Wann begreifst du das endlich?“

Andion presste stumm die Lippen aufeinander. Nein, er war nicht im Auenland. Er war ein Wanderer im Schatten, irrte umher in der Dunkelheit Mordors, ohne Hoffnung, jemals das rettende Licht zu erreichen; ein Verdammter, gebunden von Ketten, die ein unbarmherziges Schicksal ihm aufgezwungen hatte, und verfolgt von den Gespenstern, die in den düsteren Abgründen seiner Erinnerung auf ihn lauerten. Aber das konnte und wollte er Mr. Colegrave ganz sicher nicht erklären. Dazu hätte er zu viel preisgeben müssen, was weder sein Lehrer noch seine Mitschüler jemals erfahren durften.

* * *

Der Pausengong erlöste Andion schließlich von seiner Qual. Er stürzte aus dem Raum, bevor seine Klassenkameraden auch nur realisiert hatten, dass Mr. Colegrave seinen Unterricht mit einem letzten mürrischen Knurren für beendet erklärt hatte und sich, eingehüllt in eine

Wolke düsterer Erleichterung über die Aussicht, der Stätte seines täglichen fruchtlosen Bemühens endlich wieder den Rücken zukehren zu können, zum Gehen wandte.

So schnell es seine zitternden Knie erlaubten, wankte Andion durch die endlosen grauen Korridore, kämpfte verbissen gegen das würgende Schwindelgefühl, das den Boden unter seinen Füßen wie das Deck eines Fischkutters auf stürmischer See hin und her schlingern ließ. Nur mit der eisernen Kraft seines Willens und dem harten Training vieler Jahre gelang es ihm, die gierigen Tentakel der Ohnmacht so lange zurückzudrängen, bis er sich aus dem zweiten Stock des Gebäudes ins Erdgeschoss vorgearbeitet hatte und durch die großen, weit geöffneten Flügeltüren ins Freie torkelte.

Mit dem ersten Schritt hinaus ins helle Sonnenlicht verschwand der stählerne Reif, der seine Brust während der letzten Stunde so unbarmherzig zusammengepresst hatte, löste sich auf wie die Erinnerung an einen bösen Traum im ersten fahlen Schein des Morgens. Andion blieb zitternd stehen, schloss die Augen und genoss die Wärme des Sommers auf seiner Haut und das Spiel des Windes in seinen Haaren, während er gierig wie ein Ertrinkender die herrliche frische Luft in seine Lungen sog und die Welt langsam wieder ihre gewohnte Stabilität zurückgewann.

Ein Arzt hatte sein Problem mit engen Räumen einmal diagnostiziert, hatte ihm den Stempel der Klaustrophobie aufgedrückt, doch er lag falsch. Er hatte kein Problem mit Enge. Vor nicht allzu langer Zeit war er eine ganze Stunde lang durch eine schmale Felsspalte gekrochen, um ein Kätzchen zu retten, das sich darin verfangen hatte, und er hatte dabei nicht ein einziges Mal nach Luft ringen müssen. Wie alle Dämonen, die an seiner Seele fraßen, so schien sich auch dieser einer einfachen und rationalen Erklärung zu entziehen; er war ein Narr gewesen, etwas anderes zu glauben.

Sein Magen krampfte sich vor Scham und dumpfer Resignation zusammen, und ungeweinte Tränen brannten heiß hinter seinen geschlossenen Lidern, als er an jenes denkwürdige Gespräch mit dem Arzt zurückdachte - ein Gespräch, dessen höhnische Echos noch immer so laut und schmerzhaft in ihm widerhallten wie damals, als er, zermürbt vom täglichen verzweifelten Kampf gegen die düstere Fremdartigkeit seines Wesens und trotzig gegen Ians eindringliche Warnungen aufbegehrend, auf eigene Faust nach Hilfe gesucht hatte.

Er hätte es besser wissen müssen. Erlösung gab es nur für andere, nicht für ihn. Aber wie konnte er auch auf Trost und Verständnis hoffen, wenn er sich selbst so wenig verstand? Wie sollte er irgendjemandem erklären, dass nicht das Eingeschlossen-Sein in Räumen und Gebäuden die glühenden Dolche in seine Seele trieb, dass es nicht ihre Enge war oder die Dicke ihrer Wände und Decken, die ihn Tag für Tag aufs Neue in einen Abgrund aus Finsternis und Entsetzen stieß, sondern die Räume selbst - ihre kalte Geometrie, die niemals etwas anderes als eine rohe, abscheuliche Vergewaltigung natürlicher Anmut und Schönheit sein konnte, und ihre grauenhaften, beinahe körperlich schmerzenden Ecken und Kanten, die ihm bereits beim bloßen Anblick den Magen umdrehten und den Atem abschnürten?

Und das war noch nicht einmal das Schlimmste. Die zweifellos absonderlichste Zutat im Horrorcocktail seines Lebens - und diejenige, die sein Vertrauen in seine geistige Gesundheit vielleicht am nachhaltigsten erschütterte - war das *Eisen.*

Andion erschauerte. Mühsam öffnete er die Augen und warf einen gequälten Blick zurück auf das alte Schulgebäude, das wie eine große, bösartige Kreatur über ihm aufragte und aus kalten, hungrigen Augen auf ihn herabzustarren schien. Selbst hier im Freien spürte er noch die Hitze, in der das Eisen geschmiedet worden war, spürte die Ströme glutflüssiger Lava, die in den dicken Backsteinmauern pulsierten und sich wie das monströse Netz einer

Höllenspinne durch die Decken und Wände der Räume zogen, bereit, ihn mit ihren gierigen Armen zu umfangen, sobald er auch nur einen Fuß über die Schwelle setzte.

Es war so absurd, dass er am liebsten über sich selbst hätte lachen mögen, wenn seine raue Kehle denn noch zum Lachen in der Lage gewesen wäre, und wenn die Irrationalität seiner Empfindungen ihn nicht so sehr geängstigt hätte. Denn natürlich gab es keine Monsterspinne, die heimlich ihre feurigen Netze sponn und mit teuflischer Hinterlist dafür sorgte, dass die Temperatur im Inneren der Klassenräume sogar ein Krematorium vor Neid hätte erblassen lassen; es gab lediglich das Eisen. Wasser- und Heizungsrohre, Verstärkungsstreben, Treppengeländer und Türklinken, Wasserhähne, Schrauben und Nägel - ein Universum aus Stahl und Metall, ein Ozean aus schroffen, scharfkantigen Graten und Brocken kochender Schwärze, die um ihn herumwirbelten, sich in ihn hineinbrannten, ihn in Grauen und Schmerz ertränkten.

Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte er sich einzureden versucht, seine heftige körperliche und emotionale Reaktion auf Eisen in seinen verschiedenartigsten Gestalten sei nichts weiter als eine zwar seltene, aber mit dem entsprechenden medizinischen Hintergrundwissen letztlich doch verstehbare Form von Allergie, ähnlich vielleicht wie Asthma oder Heuschnupfen oder irgendeine Nahrungsmittelunverträglichkeit, aber nicht einmal diese Illusion war ihm nach dem Gespräch mit dem Arzt, in das er so große Hoffnungen gesetzt hatte, noch geblieben.

Als er dem Mann damals seine Probleme geschildert hatte, hatte dieser ihn angesehen, als könne er sich nicht recht entscheiden, ob er ihn auslachen oder auf der Stelle in die nächste geschlossene Anstalt einweisen sollte. Das war das erste und zugleich das letzte Mal gewesen, dass Andion einem anderen Menschen einen Blick in die bizarren Abgründe seiner Seele gewährt und es gewagt hatte, ihm seine quälendsten Gedanken und Befürchtungen anzuvertrauen.

Bekümmert ließ er den Kopf hängen. Vielleicht wäre es tatsächlich das Beste für alle gewesen, man hätte ihn schon vor Jahren in irgendeine Zelle gesperrt und den Schlüssel zu seinem Verlies auf dem tiefsten Grund des Ozeans versenkt. Niemand würde ihn vermissen, wenn er plötzlich nicht mehr da wäre, und selbst seine Mutter würde vermutlich nicht allzu viele Tränen um ihn vergießen - was kein Wunder war, wenn man seine Herkunft bedachte.

Ein eisiger Schauer kroch Andion den Rücken hinauf und ließ ihn trotz der sommerlichen Wärme frösteln. Er hatte seinen Vater niemals kennengelernt, und doch gab es keinen Tag in seinem Leben, der nicht vom düsteren Schatten seiner unheilvollen Präsenz besudelt worden wäre, keinen Tag, an dem ihn nicht der Gedanke an die schaurigen Ereignisse quälte, die das blutige Präludium zu seiner Geburt gewesen waren. Wollte man Ians Erzählungen Glauben schenken - und es bestand leider nicht der geringste Anlass, ihnen *nicht* zu glauben -, war sein Vater nicht weniger als ein sadistischer, wahnsinniger Psychopath, der das Leben eines Menschen so beiläufig auslöschte wie eine gelangweilte Katze, die mit ihren Zähnen nach einer vorbeisummenden Fliege schnappt, und der erbarmungslos jeden hinwegfegte, der das Pech hatte, in seinen blutigen Weg zu geraten.

Wie jedes Mal, wenn er an seinen Vater dachte, spürte Andion, wie sich seine Kehle vor Furcht zusammenschnürte und sich die Muskeln in seinem Rücken verkrampften, als erwarteten sie, im nächsten Moment vom kalten Stahl einer Messerklinge durchbohrt zu werden. Was vermutlich auch irgendwann passieren würde. Er brauchte nicht in Ians harte, grimmige Augen zu blicken, um genau zu wissen, dass der Mistkerl auch vor seiner Mutter und ihm nicht haltmachen würde; das bleiche, abgehärmte Gesicht seiner Mutter und die bitteren, angsterfüllten Tränen, die sie viel zu oft weinte, waren Beweis genug.

Hastig schob Andion den Gedanken wieder beiseite. Sich mit dem kranken Hirn seines Erzeugers zu beschäftigen, würde seinen Tag ganz sicher nicht verbessern. Es war ohnehin schwer genug, sich auch nur für wenige Sekunden nicht der Henkerschlinge bewusst zu sein, die nur darauf wartete, sich um seine schutzlose Kehle zusammenzuziehen, nur für ein paar tröstliche Augenblicke nicht daran zu denken, dass er, seine Mutter und sein Vormund seit siebzehn langen Jahren auf der Flucht waren - auf der Flucht vor einem blutrünstigen Monster, das nicht eher ruhen würde, als bis es sie gestellt und seinen schrecklichen Hunger an ihnen gestillt hatte.

Andion ballte seine Hände zu Fäusten und straffte seine Gestalt. Er musste endlich aufhören, über Dinge nachzugrübeln, an denen er doch nichts ändern konnte, ansonsten würde die Pause vorbei sein, ohne dass er Gelegenheit gefunden hatte, sein inneres Gleichgewicht zumindest so notdürftig wiederherzustellen, dass er die nächsten beiden Schulstunden in halbwegs würdevollem Zustand über die Bühne bekam.

Er atmete tief durch, gab sich einen Ruck und zwang seine verkrampften Muskeln, sich in Bewegung zu setzen, fort von dem wuchtigen Backsteingebäude mit seinen schroffen Kanten und den schmerzhaften rechten Winkeln, dem glühenden Stahl und dem Eisen. Den Balsam, der seine wunde Seele zu heilen vermochte, würde er hier nicht finden.

Er ging mechanisch, ignorierte die Gruppen der übrigen Schüler, die zusammen mit ihm auf den Hof geströmt waren, sah weder nach links noch nach rechts und hob nur einmal kurz den Blick, um in dem Gewimmel aus Menschenleibern nicht die Orientierung zu verlieren. Was sich sogleich als Fehler herausstellte, denn er fand sich Auge in Auge mit einer der beiden Lehrerinnen, die während der Pause die Aufsicht führten. Ihre Miene erstarrte, und er konnte spüren, wie sie innerlich vor ihm zurückzuckte. Sie brach den Blickkontakt ab, noch bevor er es tun konnte, und stakste mit steifen Schritten in die entgegengesetzte Richtung davon.

Hastig verankerte Andion seinen Blick wieder am Boden, während sich ein dumpfer, altvertrauter Schmerz in seinen Magen grub. Obwohl er es nun schon so oft erlebt hatte, tat es noch immer weh, brannte die Scham über den Makel, der seine Seele befleckte und so offen für jeden sichtbar war, heiß auf seinen Wangen.

Letztlich konnte er der Lehrerin nicht einmal einen Vorwurf machen - ebenso wenig wie all den anderen, die ihn anschauten und mit spontanem Abscheu reagierten. Außer seinem Vormund Ian gab es niemanden, der ihm in die Augen sehen konnte; kein Mitschüler, kein Lehrer, noch nicht einmal seine Mutter vermochte das. Sie alle wandten sich sofort wieder von ihm ab, erschrocken, verwirrt und voller Furcht, einer instinktiven, atavistischen Furcht, die jegliche Vernunft hinwegfegte und keinen Raum mehr ließ für psychologische Raffinesse oder rhetorische Spitzfindigkeiten, die einen Menschen dazu brachte, sich zitternd wie ein Kaninchen im Angesicht einer Schlange in eine Ecke zu drängen oder mit gefletschten Zähnen anzugreifen wie ein Wolf, dem die Witterung eines bedrohlichen neuen Feindes in die Nase steigt. Vermutlich hätten sie sogar ein wimpernloses Alien mit Insektenaugen und giftgrün lackierter Elvis-Tolle länger ansehen können als ihn.

Dabei wirkte er auf den ersten Blick durchaus wie ein ganz normaler Teenager. Er hatte keine Narbe, keine Hasenscharte oder irgendeine andere Deformation, die einen ahnungslosen Betrachter schaudernd hätte zurückzucken lassen, und auch sein Gesicht war, wenngleich ein wenig hager, so doch keinesfalls dazu angetan, bei anderen Menschen einen spontanen Würgereflex hervorzurufen. Seine Wangenknochen waren vielleicht etwas höher als gewöhnlich, und seine Statur war im Vergleich zu der seiner Altersgenossen eher zartgliedrig als kräftig gebaut, andererseits aber auch nicht so auffällig, dass man auf der Straße mit einem Finger auf ihn gezeigt hätte.

Andion seufzte schwer, und seine Schultern sanken herab. Nein, das Problem war weder die Form seines Gesichts noch seines restlichen Körpers - es waren seine Augen. Denn wo seine übrige Erscheinung so unspektakulär war, dass sie höchstens einem Straßenräuber um Mitternacht zu einer eingehenderen Musterung Anlass gegeben hätte, waren seine Augen so auffällig wie Blutflecken auf einem frisch geweißten Laken.

Offenbar - und in Anbetracht all seiner anderen absonderlichen Schrullen wenig überraschend - litt er an einer äußerst seltenen Form von Pigmentstörung, die dem bunten Strauß bizarrer Merkwürdigkeiten eine weitere faszinierende Blüte hinzufügte. Während nämlich die Augen der anderen immer gleich blieben, veränderten seine sich ständig, wandelte sich das tiefe Grün ihrer Iris wie die Blätter eines Waldes, in dem Licht und Schatten bei jedem Luftzug verspielt miteinander abwechselten. Mal war es so leuchtend und hell wie die ersten zarten Spitzen der Gräser unter den wärmenden Strahlen der Frühlingssonne, dann wieder dunkel, fast schwarz, wie die rauschenden Wipfel uralter Tannen, die im grauen Zwielicht eines Wintersturms ächzten und knarrten, wenn der eisige Nordwind an ihren Ästen riss.

Wodurch diese Veränderungen hervorgerufen wurden - ob sie willkürlich und spontan auftraten, ohne irgendeine auslösende Ursache, die ihnen voranging, oder ob vielleicht eine skurrile psychosomatische Reaktion dahintersteckte, oder das Wetter, oder ob die gelangweilten Mächte des Universums nach dem Schere-Stein-Papier-Prinzip darüber entschieden -, war ihm nach all den Jahren noch immer nicht ganz klar, aber letztlich hätte auch sein Wissen nichts an der schockierenden Wirkung geändert, die das unheimliche Farbenspiel seiner Augen auf die Menschen in seiner Umgebung ausübte. Was wohl auch kein Wunder war, denn er besaß die Augen seines Vaters; das zumindest hatte Ian ihm erzählt, und er zweifelte nicht daran. Es sollte ihn also nicht überraschen, dass all jene, die ihn ansahen, auch einen Teil des Wahnsinnigen in ihm entdeckten, der ihn gezeugt hatte.

Erneut musste Andion gegen die Tränen ankämpfen, doch gerade, als er vollends in Trübsinnigkeit zu versinken drohte, wirbelte eine Windböe über den Hof, schien alle anderen Schüler zu ignorieren und zupfte verspielt an seinem Haar. Der leichte Lufthauch war wie ein Streicheln auf seiner Haut, sanft, neckisch und aufmunternd. Unwillkürlich legte Andion den Kopf schief und lauschte. Tausend wispernde Stimmen schienen plötzlich die Luft zu erfüllen, flüsterten leise in sein Ohr.

„Andion. Andion."

Sein Name. Er hörte ihn oft im Wind, und wie früher, als er ein Kind gewesen war, stellte er sich vor, die Sylphen wären gekommen - jene Geister des Windes, die nach dem Niedergang der großen Elfenhaine in den Elementen der Menschenwelt aufgegangen waren -, um in seinen düstersten Momenten, wenn Kummer und Einsamkeit übermächtig zu werden drohten und er glaubte, alles nicht mehr ertragen zu können, bei ihm zu sein, um die Schatten zu vertreiben und ihm Trost zu spenden. Natürlich war ihm klar, dass eine solche Fantasie lediglich ein weiterer Beleg für seinen doch eher zweifelhaften Bezug zur Realität war, ein weiteres Indiz, dass das Erbe seines verrückten Killervaters in ihm besorgniserregende Früchte trug. Dennoch - die Stimmen hatten stets etwas Tröstliches gehabt, und auch heute schienen sie ihn aufmuntern zu wollen. Übel würde es wohl erst dann werden, wenn statt jenes sanften Flüsterns hasserfülltes Geifern durch seinen Schädel hallte. Hoffentlich kam es nie dazu.

Trotz dieser schweren Gedanken fühlte er sich nun etwas besser, und seine Stimmung hellte sich weiter auf, als er merkte, wie sich, mit jedem seiner Schritte lauter und kraftvoller werdend, ein neuer Klang in das Raunen und Flüstern wob, eine neue Melodie, die ihn einhüllte, sich wie ein wärmender Mantel um ihn legte und die eisigen Katakomben seiner

Seele mit Zuversicht und neuer Hoffnung füllte. Sein Herz begann vor Freude schneller gegen seine Rippen zu schlagen, und fast glitt so etwas wie ein Lächeln über sein von Kummer gezeichnetes Gesicht, während er dem Rascheln und Knistern der Blätter lauschte, die sich leicht im Wind bewegten, und ihn das leise Knarren der Äste und Zweige wie eine zärtliche Umarmung willkommen hieß.

Andion blickte auf. Er hatte sein Ziel beinahe erreicht. Der einzige Freund, den er hier auf dem Grund der Schule besaß, stand direkt vor ihm. Die große, uralte Eiche, deren ausladende Äste Schutz und Schatten spendeten, schien bereits auf ihn gewartet zu haben.

Wie so oft, wenn er ihren mächtigen Stamm betrachtete, hatte er auch diesmal das Gefühl, als würde ihm aus der rauen Borke ein knorriges, gütiges Gesicht entgegenlächeln, ein Gesicht mit Haaren aus Moos und Augen aus Haselnuss, in deren sanftmütigem Blick die Weisheit der ganzen Welt verborgen lag. Es war nicht immer so deutlich zu erkennen, heute jedoch wirkte es beinahe plastisch, wölbte sich ihm entgegen, als habe es vor, im nächsten Moment gänzlich aus dem Stamm hervorzutreten. Andion wäre nicht überrascht gewesen, hätte sich die Rinde seines Mundes tatsächlich bewegt und wie die Geister des Windes seinen Namen geflüstert.

Er dachte zurück an Mr. Colegraves Unterricht, an seine Strafarbeit, die der Geschichtslehrer und seine Mitschüler so verächtlich in den Schmutz getreten hatten, und Zorn wallte in ihm auf. Warum ließen sie ihn nicht einfach in Ruhe? Warum lachten sie über Ians Geschichten und verspotteten ihn? Nur weil er sich so verzweifelt nach etwas sehnte, was sein trostloses Leben ein wenig erträglicher machte? Weil er Dinge hörte und sah, die nicht da waren, nicht da sein *konnten,* die aber trotzdem seine Seele berührten auf eine Weise, wie es ein Mensch niemals vermocht hätte, die ihm Mut zusprachen, wenn er sich einsam und verlassen fühlte, und ihm Hoffnung gaben, wenn Furcht und Verzweiflung ihn zu Boden drückten? Sie sollten sich alle zum Teufel scheren!

Er atmete tief durch, versuchte die düsteren Gedanken wenigstens für den Augenblick aus seinem Kopf zu verbannen und ließ sich, den Rücken gegen den rauen Stamm der Eiche gelehnt, langsam ins warme Gras gleiten. Seufzend schloss er die Augen. Normalerweise tat er das nicht, wenn er nicht allein war, und Ian hätte ihn wegen seiner Unvorsichtigkeit wohl energisch zurechtgewiesen, doch Andion hatte eines längst gelernt: Wenn er so wie jetzt an einem Baum lehnte, die Augen schloss und sich ganz auf sich selbst konzentrierte, schien er irgendwie der boshaften Aufmerksamkeit der anderen zu entschlüpfen, fast als hätte er einen schützenden Zauber gewoben, in den er sich einhüllte und vor ihnen versteckte. Das war natürlich wieder einmal ein völlig lächerlicher Gedanke, aber er tat gut. Ohne diese kleinen Momente der Entspannung wäre der Schulalltag noch unerträglicher gewesen, als er ohnehin schon war.

Fast eine Minute lang blieb Andion völlig reglos, im Köper wie im Geist, dann begann er, seine Aufmerksamkeit nach innen zu richten. Er ignorierte die Emotionen seiner Mitschüler, die selbst hier draußen im Freien so deutlich zu spüren waren wie Hitze, die von einem offenen Feuer aufstieg, tauchte durch sie hindurch wie durch die aufgewühlte Oberfläche eines sturmgepeitschten Meeres, bis er die ruhige, tief verwurzelte Weisheit der Eiche fühlte. Sie war wirklich uralt, hatte viel gesehen, viel erduldet, aber auch viel Freude erfahren - das Glück, wenn ihre Samen im Frühling aus der weichen Erde sprossen, den Stolz und die stille Ehrfurcht, wenn die kleinen Nestlinge der Sperlinge und Rotkehlchen und Buchfinken im Schutz ihrer Zweige aus ihren Eiern schlüpften, und das wunderbare Gefühl der Vitalität, wenn ein warmer Sommerregen ihre Äste und die raue Haut ihres Stammes benetzte oder der Herbstwind rauschend durch ihre Blätter fuhr.

Beinahe hätte Andion gelächelt - ein echtes, entspanntes Lächeln, für einen kurzen, kostbaren Augenblick frei von der Dunkelheit, die ihn so sehr quälte -, als sich plötzlich ein neues Gefühl in die sanfte Emanation des Baumes mischte, eine grelle Dissonanz des Schmerzes und der Angst, Angst vor Stahl, der in Rinde und lebendes Gewebe schnitt, Wunden riss, zerstörte.

Andion fuhr mit einem Keuchen auf, die Augen vor Entsetzen geweitet. Adrenalin rauschte heiß durch seinen Körper, ließ sein Herz hart gegen seine Rippen wummern, spannte seine Muskeln wie bei einem Tiger, der plötzlich einem Jäger und seinem Gewehr gegenübersteht. Er sah sofort, warum der Baum schrie. Drei Jungen standen auf der anderen Seite des Stammes - sie hatten ihn offenbar noch nicht bemerkt oder aber bisher absichtlich ignoriert -, und einer von ihnen hielt ein gefährlich aussehendes Springmesser in seiner Hand, mit dem er genüsslich in der Rinde der Eiche herumhackte. Der Anblick des blanken Stahls, der im hellen Licht der Sonne wie der mörderische Fangzahn eines hungrigen Raubtiers glänzte, sich mit der tödlichen Zielstrebigkeit eines zustechenden Skorpions hob und senkte und sich mit einem grässlichen schmatzenden Geräusch in das schutzlose Holz hineinbohrte, trieb Andion würgende Übelkeit die Kehle hinauf.

Jede Faser seines Körpers war in Aufruhr, schrie ihm zu, sich zurückzuziehen, fort von diesem abscheulichen Instrument der Zerstörung; stattdessen trat er zwei Schritte vor, packte den Jungen am Handgelenk und hielt ihn mühelos davon ab, noch einmal zuzustoßen.

„Hör auf“, sagte er leise.

Die drei Jugendlichen fuhren überrascht zu ihm herum. Sie schienen seine Anwesenheit tatsächlich erst jetzt bewusst wahrzunehmen. Andion kannte sie alle drei: Ashton Peat, Kevin Burke und Kenneth Frey, brutale, impulsive Schläger, alle bereits achtzehn und somit ein Jahr älter als er selbst.

Wie üblich war Kenneth der Kopf der Bande, und er war es auch, der das Messer führte. Im Augenblick jedoch starrte er mit einem Ausdruck verwirrten Unglaubens auf seinem grobschlächtigen Trollgesicht auf die Hand, die seinen Arm festhielt.

Andion erschrak. Es gab nur eine Sache, die die Nulllinie von Kenneths Intellekt dazu brachte, in die höheren geistigen Regionen einer Nacktschnecke vorzustoßen, nur einen einzigen Lebensinhalt, dem er mit hingebungsvoller Inbrunst und unter Einsatz all seiner Hirnmasse huldigte, und das waren seine Muskeln.

Er war mühelos in der Lage, auf seinem breiten Kreuz einen kleinen Baum spazieren zu tragen oder im Tauziehen eine halbe Klasse im Alleingang zu besiegen, und es verging kaum ein Moment, in dem der zähe Morast seiner Emotionen nicht vor Bewunderung und Stolz über seine gewaltigen Bizeps in blubbernde Erregung geriet, vor allem wenn es ihm wieder einmal gelungen war, sich mit seinen mächtigen Fäusten bei einem wimmernden Zwölfjährigen Respekt zu verschaffen oder das Pausenbrot eines schreckensstarren Mädchens in den Schulhofstaub zu schnippen. Zweifellos gab es an der gesamten Schule keinen Schüler, der es in einem Ringkampf mit ihm hätte aufnehmen können - und auch nicht viele Lehrer. Und trotzdem konnte Andion ihn so problemlos festhalten, als wäre er nicht stärker als ein zappelndes kleines Kind.

Hastig ließ er Kenneth los, bevor dessen langsam arbeitendes Gehirn diesen Umstand gänzlich erfasst hatte. Er war schon öfter mit den Dreien aneinandergeraten, und offen zu zeigen, dass er stärker als Kenneth war, würde unweigerlich in einer Katastrophe enden.

Also versuchte er es noch einmal mit Worten. „Bitte, hör auf damit!“

Er bemühte sich erst gar nicht, Kenneth zu erklären, welche Qualen er der Eiche, diesem weisen, erhabenen Geschöpf, mit seiner barbarischen, mutwilligen Grausamkeit zufügte. So etwas lag außerhalb jeden Begreifens, zu dem Kenneth fähig war.

Kenneths Augen verengten sich.

„Ich kann tun, was ich will, du Freak!“, zischte er.

Andion zuckte zusammen. *Freak*! Das Wort schmerzte ihn kaum weniger als ein Messerstich, obwohl er es schon oft genug gehört hatte. Jeder, wirklich *jeder* auf dieser Schule nannte ihn so.

Doch heute ging es nicht um ihn. Er musste die Eiche beschützen. Also schob er sich zwischen die drei Schläger und den Baum.

Er sagte nichts mehr. Der kurze Moment, in dem Worte etwas genützt hätten, war längst vorüber.

Kenneth fletschte die Zähne. „Geh mir aus dem Weg!“

Stumm schüttelte Andion den Kopf. Verzweifelt lauschte er auf die Pausenglocke. Nur sie konnte eine Eskalation des Konflikts jetzt noch verhindern. Doch wie so oft war die Zeit nicht sein Freund. Die Glocke schwieg.

Kenneth hob das Messer, hielt es Andion drohend vors Gesicht.

„Verschwinde, oder deiner Visage ergeht es genauso wie dem verfluchten Baum!“

Es war ihm ernst. Andion spürte es - und handelte. Seine Bewegungen waren so schnell, dass die Augen der anderen ihm nicht folgen konnten. Er entwand Kenneth das Messer, bevor der auch nur begriff, was geschah, und warf es beiseite. In der gleichen Sekunde fegte ein heftiger Windstoß über den Platz, packte das Messer, verlieh ihm zusätzlichen Schwung und trug es direkt zur nächsten Gullyöffnung.

Kenneths Augen weiteten sich, als das Klappern und seine leere Hand ihm verrieten, was passiert war.

„Verdammter Bastard!“, brüllte er und holte aus.

Andion sah den Schlag kommen, natürlich, doch er wich nicht aus. Er hatte sich bereits weiter vorgewagt, als gut und vernünftig war. Jetzt musste er die Konsequenzen auf sich nehmen.

Kenneths Faust traf ihn hart im Gesicht. Andion stolperte einen Schritt zurück, gleichzeitig schnellten Ashton und Kevin vor, packten ihn grob an den Armen und pressten ihn gegen den Baum.

Sofort spürte er den Aufruhr der Eiche, ihr Drängen wegzulaufen, sich in Sicherheit zu bringen. Tatsächlich hätte er Ashton und Kevin ohne große Probleme abschütteln können, doch er tat es nicht. Er hielt still, auch als Kenneth sich triumphierend grinsend vor ihm aufbaute und klar war, was folgen würde.

Kenneth verschränkte seine Finger ineinander und ließ genüsslich seine Knöchel knacken. Ashton und Kevin bleckten die Zähne. Andion konnte spüren, wie die Vorfreude in ihnen anschwoll.

„Mach ihn fertig!“, zischte Ashton. Sein warmer Speichel sprühte Andion auf die Wange.

Kenneth ließ sich nicht lange bitten. Er schlug Andion noch einmal mitten ins Gesicht. Die Wucht des Schlages schleuderte seinen Kopf zurück. Er fühlte, wie die Eiche ihre Rinde weich zu machen versuchte, trotzdem sah er Sterne, als ein scharfer Schmerz in seinem Hinterkopf explodierte. Blut rann feucht an seinem Kinn herab, sammelte sich bitter in seinem Mund. Der Schlag hatte seine Unterlippe aufplatzen lassen.

Geschrei hob rings um ihn an. Andere Schüler waren auf das brutale Geschehen aufmerksam geworden, doch Andion brauchte keinen Blick auf die herbeiströmenden Schaulustigen zu werfen, um zu wissen, dass von ihnen keine Hilfe zu erwarten war. Er spürte die Hitze ihrer Erregung, ihre aufgepeitschten Emotionen, als sie Kenneth mit johlenden Rufen weiter anfeuerten, nach noch mehr Blut, noch mehr Schmerz gierten. Mühsam blinzelte er den Schleier fort und sah in ihre verzerrten Gesichter, in ihre hungrigen,

vor fiebriger Erwartung glänzenden Augen und ihre aufgerissenen, grölenden Münder. Nein, eher würde der Hulk zum nächsten Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt werden, als dass sich einer von ihnen auf seine Seite stellte.

Kenneths Brustumfang schien unter dem Jubel des Mobs gleich um mehrere Zentimeter anzuschwellen. Theatralisch schob er die Ärmel seiner Bomberjacke zurück und ließ die Muskeln seiner Oberarme spielen. Dann schlug er wieder zu. Dieses Mal traf er Andion in die Magengrube.

Andion blieb die Luft weg. Schmerz pulsierte wie flüssiges Feuer durch seine Adern, irrlichterte noch Sekunden später auf seinen Nervenenden.

Instinktiv spannte er die Muskeln. Nur ein Ruck, nur ein einziger Ruck, und er wäre frei. Er müsste diese Schläge nicht erdulden. Doch als er noch einmal in die Runde schaute, ging sein Blick tiefer, und er spürte nicht nur die Sensationsgier der anderen, nicht nur ihre schockierende Lust an Gewalt, sondern auch das, was dahinter lag: ihre Furcht. Furcht vor ihm. In Momenten wie diesem war sie noch viel stärker als sonst.

Resigniert ließ er den Kopf sinken und rührte sich nicht. Sich zu wehren hätte die Situation nur noch verschlimmert.

Kenneth geriet immer mehr in Ekstase. Drei, vier Mal drosch er ihm seine Faust in den Magen, dann wieder ins Gesicht, schließlich packte er ihn grob in den Haaren und schlug seinen Kopf gegen den Baum.

Andion schwieg, gab keinen Laut von sich, stöhnte nicht, schluckte jeden Ausdruck des Schmerzes hinunter, während er verzweifelt in Richtung des Schulgebäudes lauschte. Die Glocke! Es musste doch endlich die Glocke ertönen!

Doch sie tat es nicht, und kein Lehrer kam, um dem abscheulichen Spektakel Einhalt zu gebieten. Noch einmal fünf Schläge, begleitet von Applaus und wildem Geschrei. Andion sackte in die Knie. Sein Blick verschwamm, während sein Körper in Schmerz ertrank. Doch noch war die Gier des Mobs nicht befriedigt. Kenneth würde weitermachen, immer weiter, bis das winzige Stückchen Rasen um die alte Eiche restlos mit seinem Blut getränkt war und er wie ein zerschnittener Regenwurm im Dreck zuckte. Und dann vermutlich seine Springerstiefel die Arbeit seiner Fäuste fortführen lassen.

Wind hob an, fuhr wütend in die kreischende Menge. Andion hörte, wie er seinen Namen rief, lauter als je zuvor.

„Andion! Andion! Wehr dich! Wehr dich!“

Sein Blick verschwamm noch mehr, gleichzeitig schien die Welt um ihn herum auf eigenartige Weise in Bewegung zu geraten. Kenneth, seine beiden Kumpane und die johlende Meute schienen mit einem Mal von ihm abzurücken, wurden blass und durchscheinend wie Gespenster im ersten neuen Licht des Morgens, und das Brüllen und Toben, die Beleidigungen und anfeuernden Rufe, die eben noch das ganze Universum erfüllt hatten, klangen plötzlich gedämpft und leise, als hätte sich von einer Sekunde auf die andere eine unsichtbare Wand zwischen ihn und seine Peiniger geschoben, die alle Geräusche schluckte. Im gleichen Moment, fast als hätten sie nur auf diesen Augenblick gewartet, schälten sich Silhouetten vor ihm aus der brodelnden Luft, winzige, kaum sichtbare Gestalten, die aufgebracht über den Köpfen der Schüler kreisten.

Und hinter ihnen und durch die Körper der geifernden Menge hindurch sah er mit einem Mal Bäume, viele Bäume, nicht nur die eine Eiche. Sie erhoben sich dort, wo eigentlich der karge Beton des Pausenhofs hätte sein sollen, und ihre majestätischen Kronen wogten wie ein endloses grünes Meer im Sommerwind. Andion konnte das Rauschen der Blätter und das Knarren der Zweige hören, konnte den Duft der Rinde und des Mooses riechen, konnte Kräuter und Blumen sehen, die wie ein dichter Teppich den Asphalt bedeckten, und

zwischen den Blüten und Grashalmen tanzten kleine, zartgliedrige Wesen. Tausend freundliche Augen schienen sich plötzlich auf ihn zu richten, Augen, die nicht menschlich waren, Augen, die tiefes Erkennen zeigten.

Der Chor des Windes wurde stärker.

„Andion! Andion! Komm zu uns!“ Die Stimmen übertönten längst das Geschrei der Schüler, deren bleiche Schemen vor dem Hintergrund der gewaltigen grünen Mauer kaum noch zu erkennen waren. Nur ein Schritt, nur ein einziger Schritt fehlte noch, und er würde gänzlich hinüberwechseln, würde die reale Welt hinter sich lassen - und frei sein.

Gewaltsam riss sich Andion von dem bizarren Anblick los. An Märchen von Elfen und Blütenfeen zu glauben, ein wenig Magie im Alltag zu suchen, das war eine Sache, aber das hier eine andere. Er wurde verrückt! Er wurde tatsächlich verrückt! So wie sein Vater.

„Hört auf!“, schrie er entsetzt. „Hört auf! Geht weg!“

Er presste die Hände vors Gesicht, um nichts mehr zu sehen, bemerkte kaum, wie er sich dabei Ashton und Kevin entzog.

Wimmernd sackte er nach vorn, krümmte sich zusammen. Eine Welle des Mitgefühls überströmte ihn, Mitgefühl jener fremden Wesen. Sie wollten ihn trösten, doch er wich vor ihnen zurück.

„Lasst mich in Ruhe!“, brüllte er. „Geht weg!“

Bedauern, aber auch sanftes Verständnis fluteten in seine Seele, mehr Sanftheit, als ihm je zuvor zuteilgeworden war. Und dann erfüllten sie seinen Wunsch. Die Gräser, Büsche und Bäume verschwanden, ebenso die kleinen tanzenden Wesen über den Wiesen und Bächen. Von einem Augenblick zum anderen sah Andion wieder die karge Ödnis des Schulhofs vor sich, sah in Dutzende Gesichter, die verächtlich und angewidert auf ihn herunterstarrten.

Er schluchzte auf. Tränen rannen unaufhaltsam seine Wangen herab. Er konnte sie nicht zurückhalten, sie nicht verbergen. Er wollte nicht verrückt sein! Er wollte nichts sehen, was nicht real war! Und doch war ihm, als hätte er mit dem Verschwinden der Illusion einen Teil seiner Seele verloren.

Kenneth ragte plötzlich bedrohlich wie ein Gebirgsmassiv vor ihm auf.

„Verdammter Freak!“, knurrte er und schlug noch einmal mit aller Kraft zu.

Der Schlag riss Andion endgültig ins Dunkel. In der Sekunde, bevor er das Bewusstsein verlor, hörte er das helle Läuten der Pausenglocke über den Hof schallen. Spöttisch begleitete es seinen Sturz in die Finsternis.

Ende der Leseprobe

https://susanne-gavenis.de

https://www.facebook.com/susannegavenis